

Immanuel Kant – ein Stern erlosch in Königsberg

Von Heinz-Jürgen Dietrich

1. Fortsetzung

Die vorkritischen Schriften – Professor Kant

Die von Kant zur Magisterzeit bis etwa 1768/69 veröffentlichten Arbeiten gelten als seine „vorkritischen“ Schriften; sie sind indessen mehr als nur deren Auftakt. Die 1755 noch in lateinischer Sprache erschienene „Nova Dilucidatio“ = „Neue Beleuchtung der ersten Prinzipien der menschlichen Erkenntnis“ ist die erste rein philosophische Abhandlung, die man vernachlässigen kann, weil sie den später gewonnenen Einsichten nachsteht. Bereits die im selben Jahre in den Druck gegebene und mutmaßlich auf Beobachtungen und Erkenntnissen schon während seiner Hauslehrerzeit beruhende „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ ist eine Genietat, die erste, der noch weitere folgen werden. Widrigkeiten wie der Bankerott des zuerst in Aussicht genommenen Verlegers sowie der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges haben dazu beigetragen, daß das Werk, obwohl 1756 doch noch veröffentlicht, in seiner epochalen Bedeutung zu Kants Lebzeiten weithin unbekannt blieb und seine Großartigkeit erst nach Jahrzehnten, ja eigentlich erst im letzten Jahrhundert erfaßt wurde, nachdem die mit den modernen Hilfsmitteln ausgestattete Astronomie die Richtigkeit der kühnen, geradezu seherischen Gedanken Kants erwiesen hat. Es ist seine Hypothese von der mutmaßlichen Entstehung und der Größe des Universums. Kant unternimmt es

„das Systematische, welches die großen Glieder der Schöpfung in dem ganzen Umfange der Unendlichkeit verbindet, zu entdecken, die Bildung der Weltkörper selber und den Ursprung ihrer Bewegungen aus dem ersten Zustande der Natur durch mechanische Gesetze herzuleiten“.

Er weiß, daß „solche Einsichten sehr weit die Kräfte des menschlichen Verstandes zu überschreiten scheinen“, aber er wagt es im Besitz der im Vergleich bescheidenen astronomischen Kenntnisse und Forschungsmittel der damaligen Zeit, wobei das von Newton erforschte Gravitationsgesetz die Schlüsselrolle spielt. Das Ergebnis ist nicht nur seine inzwischen bestätigte Behauptung, daß es jenseits des Sternenhimmels noch andere „Welten“ geben müsse, das Kernstück ist seine (inzwischen

ebenfalls bestätigte) Theorie vom „Urstoff“ Materie, dem Äther, vom „Urknall“ als dem Beginn des Weltalls in seiner räumlichen und zeitlichen Unbegrenztheit mit seinen zahllosen Fixsternen und Planeten – moderne Stichwörter dazu: Milchstraße, Galaxien, Spiralnebel, Lichtjahre –, die allesamt derselben Gesetzmäßigkeit unterworfen seien. Das ist gleichzeitig der Bruch mit dem Schöpfungsbericht der geoffenbarten Religion; Kant sieht das sofort, verwahrt sich aber gegen den Vorwurf der Theologie, ein Gottesleugner zu sein; er hat inzwischen eine andere Vorstellung von „Gott“. Diese entwickelt er in seiner 1763 erschienenen Abhandlung „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“. Der „Gebrauch der gesunden Vernunft, der selbst noch innerhalb den Schranken gemeiner Einsichten ist“, sagt er, „gibt „genugsam überführende Beweistümer von dem Dasein und den Eigenschaften dieses Wesens an die Hand“. Er nennt es das „schlechterdings notwendige Wesen“ und definiert seine Eigenschaften: „Einfach in der Vielfalt, einig in der Wirklichkeit, unendlich weise, unveränderlich und ewig“ und verzahnt seine Darstellung im Kapitel „Kosmogenie“ mit den Erkenntnissen der früheren astronomischen Arbeit. Die im folgenden Jahre (1764) als Antwort auf eine Preisfrage der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gedruckte Schrift „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral“ wiederholt: „Es ist möglich, vermittelst der Naturwissenschaft zur Erkenntnis Gottes zu gelangen“. Inwiefern der Gebrauch der Vernunft als „Geschäft des Verstandes“ ausreiche, auch den vom „Gefühl“ bestimmten moralischen Handlungen Grundlage zu sein, müsse (noch) offen bleiben (Kant wird die Frage in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ beantworten). Es ist verständlich, daß Kant hiermit – nochmals ungewollt – der noch herrschenden theologischen Orthodoxie, die an dem geoffenbarten Wort als göttlichen Ursprungs – und hier an der Schöpfungsgeschichte – dem Buchstaben getreu festhält, die Fehde angesagt hat. Unter dem Regiment des Großen Königs, der Geistesfreiheit als selbstverständlich erachtet und seinen Untertanen nur abverlangt, sie möchten gehorchen, bleibt es beim verbalen Disput. Es wird später anders kommen.

Der Bericht über die Schriften der Magisterzeit soll durch den kurzen Blick auf zwei Schriften vervollständigt werden, die den volkstümlichen Philosophen erweisen: Die 1764 erschienenen „Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Schönen“ sind lesbar für jedermann: Kurze, leicht verständliche Sätze, geistreich und manchmal sogar mit einem Hauch von Poesie; es ist eine Art Spiegel der menschlichen Tugenden

und Laster, ein Kompendium über das Verhältnis der verschiedenen Temperamente, demjenigen der Geschlechter und der Nationalcharaktere. (Einiges davon und ausführlicher wird sich in seinem Alterswerk „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ wiederfinden.) Eine Kostprobe aus dem ersten Abschnitt?

„Weil ein Mensch sich nur insofern glücklich findet, als er eine Neigung befriedigt, so ist das Gefühl, große Vergnügen zu genießen, gewiß keine Kleinigkeit. Wohlbeleibte Personen, deren geistreichster Autor der Koch ist und deren Werke von feinem Geschmack sich in ihrem Keller befinden, werden bei einem plumpen Scherz in eben so lebhaftere Freude geraten, worauf Personen von edler Empfindung so stolz tun. Ein bequemer Mann, der das Vorlesen aus Büchern liebt, weil sich sehr wohl dabei einschlafen läßt, ein Kaufmann, dem alle Vergnügen läppisch erscheinen, ausgenommen dasjenige, welches er genießt, wenn er seinen Vorteil überschlägt, derjenige, der das andere Geschlecht nur insoweit liebt, als es zu den genießbaren Sachen zählt ... sie alle haben ein Gefühl, Vergnügen nach ihrer Art zu genießen ...“

Der für eine Zeitung im selben Jahr (1764) geschriebene Aufsatz: „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“ sollte Pflichtlektüre sein für angehende Jünger der Psychiatrie. Es ist eine Abhandlung über die Arten von Torheit und Geistesstörung, die Kant „Gebrechen der Erkenntniskraft“ nennt, feinsinnig beobachtet ohne allerdings auf die physiologischen Ursachen einzugehen, was auch vermerkt wird. Die Medizin steckt damals – betrachtet vom Stande heutigen Wissens – noch weit in den Kinderschuhen; wie hätte sich Kant da sachkundig informieren können?

Um das Jahr 1766 wechselt er aus seiner Wohnung in der Magistergasse auf dem Kneiphof in eine größere, die ihm der Buchhändler Kanter im Löbenicht anbietet. Dorthin kann er seine Zuhörer bitten und Vorlesungen halten. Vor allem hat ihn sein ständiger Lesehunger in die Nähe von Büchern gelockt. Das dürfte auch der ausschlaggebende Grund dürfte dafür gewesen sein, daß er um dieselbe Zeit zusätzlich die kümmerlich besoldete Stelle eines Unterbibliothekars der mit 16 000 Bänden üppig ausgestatteten königlichen Schloßbücherei annimmt.



Kant 1768

Kant ist durch seine Veröffentlichungen inzwischen ein berühmter Mann, tritt aber, was sein Ziel eines Professors der Metaphysik an der Albertina angeht, immer noch auf der Stelle. 1764 hat er das Angebot, als Ordinarius für „Poesie und Beredsamkeit“ ernannt zu werden, verständlicherweise abgelehnt. Zwei Bewerbungen um den begehrten Lehrstuhl schlagen fehl. Im Winter 1768/69 erhält er zwei verlockende Angebote aus Erlangen und Jena. Er sagt ab; denn um eben diese Zeit deutet sich an, daß demnächst die erstrebte Stelle an der Albertina frei

werden wird. Als der bisherige Ordinarius, der greise Professor Langhansen, stirbt, ist es endlich im März 1770 so weit. Auf Betreiben eines Gönners, des Ministers von Fürst, unterzeichnet König Friedrich die Kabinettsorder, vermöge derer Immanuel Kant zum Ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt wird „wegen gerühmten Fleißes und in den philosophischen Wissenschaften erlangter Tüchtigkeit“. Kant ist nicht nur am Ziel seines beruflichen Wunsches. Sein Bestreben ist auch darauf gerichtet, in seinem geliebten Königsberg bleiben zu können, wo er sich schon lange in der Gesellschaft, sowohl in der bürgerlichen als auch beim Adel fest etabliert hat, vorzüglich beim kurländischen Grafen Christian von Keyserling, der ihn respektvoll wie seinesgleichen empfängt und ihm stets den Ehrenplatz neben der Dame des Hauses zuweist.

Irgendwann demnächst, so hofft Kant, wird er sich noch komfortabler wohnlich in Königsberg einrichten können. Deshalb schlägt er die beiden besser dotierten Stellen an berühmteren Hochschulen aus und wird später, 1778, auch die vom Minister von Zedlitz aus Berlin an ihn gerichtete Anfrage, ob man ihm dem König für die Professur in Halle vorschlagen dürfe, abschlägig beantworten, auch dann noch, als ihm 800 Taler Jahresgehalt in Aussicht gestellt werden (in Königsberg erhielt er 236) und der Titel eines Hofrats. Der ihm sehr gewogene preußische Minister für Kirchen- und Unterrichtsangelegenheiten, Abraham Freiherr von Zedlitz, beim König im hohen Ansehen, dringt auf eine durchgreifende Verbesserung an den Hochschulen des Landes; das Mittel dazu sei die „wahre Philosophie“, nämlich die Fertigkeit, „selbst ohne Vorurteile und ohne Anhänglichkeit an eine Sekte zu denken“. In einem Brief an „den lieben Professor Kant“ verdeutlicht er es

„Geben Sie mir die Mittel an die Hand, die Studenten auf Universitäten von den Brotkollegien zurückzuhalten und ihnen begreiflich zu machen, daß das Bißchen Richterei, ja selbst Theologie und Arzneigelehrtheit unendlich leichter und in der Anwendung sicherer wird, wenn der Lehrling mehr philosophische Kenntnis hat, daß man doch nur wenige Stunden des Tages Richter, Advokat, Prediger, Arzt und in so vielen Mensch ist, wo man noch andere Wissenschaften nötig hat – kurz, dies alles sollen Sie mich lehren, den Studenten begreiflich zu machen“.



Dem so beklagten, damals wie heute verbreiteten Fachidiotentum versucht Kant nach Kräften entgegen zu arbeiten; seine Vorlesungen werden eifrig besucht, sind häufig überfüllt. Den Kreis seiner Fächer hat er um zwei erweitert. Er liest jetzt auch über „Pädagogik“ und „Anthropologie“; die Konzepte dazu werden im Alter als besondere Schriften herausgegeben werden. Die Kunde vom Menschen und die Reform seiner Erziehung waren die besonderen Themen der Aufklärung. Es können hier nur die Namen Jean Jacques Rousseau und Johannes Basedow genannt werden, deren Schriften Kant geläufig waren. Den Basedowschen Versuch in Anhalt-Dessau (das Philantropinum) hat er „das größte Phänomen des Jahrhunderts zur Verbesserung der Menschheit“ genannt.

Hauptsächlich beschäftigt ihn aber etwas anderes, und dies ist auch der Grund, warum seine Gedanken zu den eben genannten Fragen, die ja schon formuliert waren, nicht sogleich veröffentlicht werden. Ja, fast 10 Jahre lang erscheint so gut wie nichts aus seiner Feder, obwohl „alle Welt“ darauf wartet. Warum?

Die großen Kritiken

In unserem Helden wirkt nicht nur ein tief grübelnder, alles durchdringender Verstand; Kants Geist denkt zugleich in Ordnungen, methodisch. Er ist nicht nur Philosoph; er ist – was ihn sehr von deutschen Kollegen wie etwa Fichte, Hegel oder Nietzsche unterscheidet – auch Mathematiker und Naturwissenschaftler, zwar nicht experimentell, aber nicht weniger erfolgreich; sein Versuchsfeld ist sein Kopf. Erkenntnis gewinnt er im Nachsinnen und strengen Durchdenken. Mathematik und Physik indessen sind exakte Wissenschaften, darauf beruht ihr Erfolg; sie haben Axiome, Regeln, erkannte Gesetzmäßigkeiten, die allein einen Vorschrift gewährleisten. Eben das will Kant auch für die Philo-

sophie, um hier voranzukommen. Er weiß, daß dies unendlich schwer sein wird. In der schon erwähnten Arbeit von 1763 zur Preisfrage der Akademie stellt er fest:

„In der Mathematik sind nur wenig unauflöbliche Begriffe, in der Philosophie aber unzählige. Daher ist das Objekt der Mathematik leicht, dasjenige der Philosophie aber schwer und verwickelt. Die Metaphysik ist ohne Zweifel die schwerste unter allen menschlichen Einsichten; allein es ist noch nie eine geschrieben worden“.

Den Weg dahin sucht er, wobei er sich von vornherein darüber klar ist (in seiner vorkritischen Schrift von den „Träumen eines Geistersehers“ hat er es ausgesprochen): Die Metaphysik ist zugleich die Wissenschaft der *Grenzen* der menschlichen Vernunft. Er ist demnach bescheidener als ein Faust, der das erforschen möchte, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Kant beschränkt sich darauf, das Menschenmögliche auszumachen und das so abgesteckte Feld nach Ordnung und System für den Verstand einzurichten. Darüber sinnt er mehr als 12 Jahre nach. Das Ergebnis ist die 1781 gedruckte und dem Minister von Zedlitz in Dankbarkeit gewidmete „Kritik der reinen Vernunft“, die seinen Weltruhm begründen wird und mit dem geradezu klassischen Satz der Vorrede anhebt:

„Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse, daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann; denn sie sind ihr durch die Natur selbst aufgegeben ...“

Der lästigen Fragen entledigt sich Kant in einem Riesenwerk, welches in zweierlei Hinsicht epochal ganz neu ist: In der Art der Betrachtung der Gegenstände und in der Anleitung zum Gebrauch der Vernunft innerhalb ihrer Grenzen, wobei zugleich sozusagen schulmäßig das Rüstzeug für den Denkvorgang geliefert wird in Gestalt der Begriffe/Kategorien und Prinzipien. (Anm.: Unmittelbaren Zugang zum Werk hat nur der philosophisch Bewanderte; Kant hat das selbst gesehen und auch auf das Echo der ersten Veröffentlichung erfahren müssen; er sah sich deshalb veranlaßt, mit seinen „Prolegomena“ zwei Jahre nach dem Erscheinen der „Kritik“ dem Leserkreis sozusagen eine Handreichung zu geben; in der Tat erleichtern die Prolegomena den Zugang deutlich. Dem Tadel, den Gedankengang seiner „Kritik“ derart „abstrakt“ und nicht derart faßlicher dargestellt zu haben, wie er es in seinen Vorlesungen doch jedermann begreifbar machen konnte, ist

Kant wiederholt mit dem Hinweis entgegen getreten, daß das ohnehin umfangreiche Werk, würde er dessen Inhalt durch Beispiele usw. veranschaulicht haben, um ein Vielfaches an Umfang habe anwachsen müssen, wozu ihm schon zur Niederschrift in der kurzen Zeit – er brachte es in rund vier Monaten zu Papier! – Zeit und vor allem die Kraft gefehlt habe.)

Umwälzend ist seine Beweisführung, daß wir unser Wissen von den Gegenständen nur nach den Möglichkeiten der Wahrnehmung innerhalb der uns vorgegebenen Kategorien (Anschauungsformen) Raum und Zeit haben, denen sich die nach unserer Erfahrung erkennbare Gesetzmäßigkeit von Ursache und Wirkung (Kausalität) als dritte hinzugesellt. Auf diesem begrenzten Gebiet gewinnt der Verstand Erkenntnis nach Maß und Zahl, nämlich in der Mathematik, und in den Naturwissenschaften, wenn wir Bewegung und Materie hinzunehmen. (Anm.: Wobei ihn wiederum ein Genieblitz durchzuckt haben muß, wenn er mehr beiläufig die Frage aufwirft, ob nicht „Materie“ und „Bewegung“ = sprich: Energie austauschbar sind, welche Überlegung das Tor der atomaren Physik aufstößt.)

Vom Übrigen aber, auch wenn es das Denken unausgesetzt beschäftigt: nämlich Gott, Seele, Unsterblichkeit, Freiheit, haben wir, weil sie nicht dieser räumlich-zeitlichen Erfahrungswelt der „Dinge“ entstammen, als im strengen Sinne unbeweisbar nur die „Idee“.

Das ist die auf Vernunftkenntnis gegründete Überwindung der früheren Schulmetaphysik und ihrer verschiedenen Systeme (auch seines eigenen Standpunktes von 1764). Man wird ihn deshalb den „Alleszermalmer“ nennen.

Kant weiß selbst, was er mit seiner „Kritik“ zum Einsturz gebracht hat. Er ist von seiner Grundeinstellung keineswegs der große Verneiner. Was man eingerissen hat, kann besser und klarer neu erstehen. Sieben Jahre später (1788) erscheint sein zweites Hauptwerk, die „Kritik der praktischen Vernunft“, seine Ethik (Sittenlehre) und Moralphilosophie. Die Erkenntnis von den Grenzen spekulativer (verstandesmäßiger) menschlicher Einsichtsfähigkeit – so lehrt er – hat nur bedingt Einfluß auf die Gestaltung des „praktischen“ menschlichen Lebens. Hier ist das Erkenntnisorgan „Vernunft“ der uns von der Schöpfung an die Hand gegebene Kompaß und wir dürfen dabei getrost das, was die „reine“ Vernunft als unbeweisbare „Ideen“ erwiesen hat, hier als „regulative Prinzipien“ (etwa: Steuerungshilfen) für tatsächlich vorhanden nehmen. Der Mensch ist das einzige bewußte Lebewesen auf diesem Planeten; Bewußtsein bedingt, wenn es einen Sinn haben soll, Willensfreiheit,

und diese als Voraussetzung überlegten Handelns die Erkenntnis von „gut“ und „böse“. Wer nun vermag zum moralischen Handeln, nämlich zum „Guten“ zu veranlassen? Es ist die menschliche Vernunft als „das moralische Gesetz in uns“. Sie stellt uns die Forderungen (Kant nennt sie Maximen) und der ihr gemäße Wille ist zugleich kategorisch, also unbedingt! Ihm zu gehorchen, ist Pflicht; nur was aus Pflicht geschieht, verdient moralisch genannt zu werden. Das Wächteramt aber versieht unser Gewissen. In den Worten Kants

„Freiheit ist nur eine Idee der Vernunft und die Vernunft überschreitet die Grenze, wenn sie zu erklären anfängt, wie Freiheit möglich sei. Sie muß aber als Eigenschaft des Willens aller vernünftigen Wesen vorausgesetzt werden; (sie ist) ... der Fußsteig, auf welchem es möglich ist, von seiner Vernunft bei unserem Tun und Lassen Gebrauch zu machen, daher kann sie nicht wegdisputiert werden. Der Begriff der Freiheit ist der Schlüssel zur Erklärung der Autonomie des Willens ... Das Verhältnis der Handlungen zur Autonomie des Willens aber ist Moralität und der Befehl des vernunftgemäßen Willens lautet daher:

Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte“.

Das ist das Grundgesetz der praktischen Vernunft, bekannt unter dem Namen „kategorischer Imperativ“ (strenger oder unbedingter Befehl!). Kant spricht immer wieder von der Autonomie des Willens. Der Mensch ist – so sagt er – aus sich heraus zu moralischem Handeln fähig, er bedarf keiner Hilfe von außen (etwa „der Gnade Gottes“). Hier tut sich der schroffe Gegensatz auf zur christlichen Lehre, vornehmlich derjenigen des Wittenberger Mönchs. Kant vermittelt seinen Zeitgenossen (als Erster!) damit das säkularisierte, weit vorausschauende, moderne MENSCHENBILD PERSONALER und SITTLICHER SELBSTÄNDIGKEIT. Wir werden dem im weiteren Verlauf des Berichts an anderer Stelle nochmals begegnen. Er wird es später noch deutlicher definieren: „Die Maximen müssen aus dem Menschen selbst entstehen“ und „Bestimme Dich aus Dir selbst!“ Ein so stolzes Wort war seit den Tagen der Griechen und Germanen in Europa nicht mehr vernommen worden! (Anm.: Beispiele: Pindar der Grieche: „Werde, der du bist!“ – Aus den Götterliedern der Edda der Rat der Seherin Groa an ihren Sohn: „Von der Achsel dir schiebe, was übel die scheint, und richte dich stets nach dir selber!“)

Kant vertritt andererseits den moralischen Rigorismus unerbittlicher Tugendhaftigkeit; er verlangt in allem und jedem Handeln strengste Redlichkeit und rechtschaffenen Sinn. Das Verwerflichste ist für ihn Unwahrheit.

„Wahrhaftigkeit ist das Wesentliche eines Charakters; ein Mensch, der lügt, hat keinen!“

Eine seiner kleineren Schriften veröffentlicht er mit dem Titel: „Über ein *vermeintliches* Recht, aus Menschenliebe zu lügen“. Die von der Schöpfung dem Menschen gewährte Freiheit ist ein köstliches Geschenk, zugleich aber Bürde und Verpflichtung. Wer sich dem Pflichtgebot moralischen Handelns entzieht, mißbraucht die ihm vom Schöpfer zugestandene Freiheit; er verliert seine Menschheit und damit seine Würde; er sinkt unter die Stufe der in Unfreiheit nur ihrem Instinkt gehorchenden Tiere.

„Denn im Werte über die bloße Tierheit erhebt ihn das gar nicht, daß er Vernunft hat, wenn sie ihm nur zum Behuf desjenigen dienen soll, was bei den Tieren der Instinkt verrichtet; sie wäre alsdenn nur eine besondere Manier, deren sich die Natur bedient hätte, um den Menschen zu demselben Zwecke, dazu sie die Tiere bestimmt hat, auszurüsten, ohne ihn zu einem höheren Zwecke zu bestimmen ...“

Ja, Vernunft erst und auf sie gründende Moral führen den Menschen aus seiner „Rohheit“, denn

„... er ist von Natur gar kein moralisches Wesen; er wird dieses nur, wenn seine Vernunft sich bis zu den Begriffen der Pflicht und des (Sitten-) Gesetzes erhebt ...“

und vermöge eines weiteren, innewohnenden „gesetzgebenden Vermögens“, der Urteilskraft, zur „Kultur“.

Mit seiner „Kritik der Urteilskraft“ legt Kant 1790 sein drittes Hauptwerk vor, seine Kulturphilosophie; es ist eigenem Bekunden nach die noch fehlende Ergänzung zu seiner Erkenntnisphilosophie und seiner Ethik, sozusagen das Bindeglied oder wie er sagt „das Verbindungsmittel der zwei Teile der Philosophie zu einem Ganzen“. Was darunter zu begreifen ist und den Inhalt ausmacht, weisen die Überschriften der Abschnitte und Paragraphen aus: „Analytik des Schönen“, „Vom Geschmacksurteil“, „Vom Wohlgefallen am Angenehmen und Guten“, „Vom Ideale der Schönheit“, „Vom Schönen und Erhabenen“, „Von der schönen Kunst“, „Von der Verbindung des Geschmacks mit

Genie in der Kunst“, usw. (Anm.: Es versteht sich, daß der von unserem Philosophen definierte Begriff weit von dem absteht, was uns, die wir in einer Zeit des Verfalls allenthalben leben müssen, als „Kunst“ sehr dreist versucht wird aufzuschwatzen.)

Das Buch findet überall sofort die zustimmende Aufnahme, besonders in Jena, wo Friedrich Schiller sich begeistert so in das Werk vertieft, daß er sich seinerseits zu einem Versuch auf diesem Gebiet entschließt. Es sind seine „Briefe über die aesthetische Erziehung des Menschen“. (Anm.: Aus einem vom 3. März 1791 datierten Brief an seinen Freund Christian Gottfried Körner in Dresden: „Du irrst wohl nicht, was ich jetzt lese und studiere? Nichts Schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urteilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren lichtvollen geistreichen Inhalt und hat mir das größte Vergnügen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft für jetzt noch zu schwer sein und zuviel Zeit wegnehmen. Weil ich aber selbst viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert bin, so komme ich in der Kritik der Urteilskraft weit leichter fort und lerne gelegentlich viel Kantische Vorstellungen kennen, weil er viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urteilskraft anwendet. Kurz ich ahnde, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen ...“ – Schiller hat sofort die Ganzheit der in den drei Kritiken niedergelegten Gedanken Kants erfaßt.)

Seiner Anregung folgend beschäftigt sich jetzt auch Goethe mit den Schriften Kants, liest nicht nur dieses Buch, sondern auch die beiden vorangegangenen Kritiken. Überliefert ist seine Bemerkung zum jungen Schopenhauer (Kant war da schon tot), wenn er Kant lese, sei ihm jedesmal, als trete er in ein helles Zimmer.

Daheim und im Amte

In der gelehrten Welt Deutschlands und darüber hinaus war „Kant“ jetzt ein Mann, mit dem man sich zu befassen hatte. Bevor seine aufsehenerregenden Kritiken erschienen, hatte der Professor Kant sich 1784 wohnlich bis zum Ende seiner Tage einrichtet. Ein größeres Anwesen – Haus mit Garten – in der damaligen Prinzenstraße nahe beim Schloß hatte er zum Preise von 7 500 Gulden erworben; es hatte dem preußischen General Barfus gehört (Anm.: es ist derjenige, dem Fontane in seinem Roman „Jenny Treibel“ das literarische Denkmal gesetzt hat; 6.

Kapitel „Abendgesellschaft bei Professor Schmidt“). Den Preis erlegte er auf einmal aus seinen Ersparnissen. In dem zweigeschossigen Wohngebäude richtete er zu ebener Erde seinen Hörsaal ein, während er darüber seine Wohnung bezog. Das Haus lag in der Nähe des Pregelufers, wo Kant hinfort jeden Tag – es mochte das Wetter sein, wie es wollte – bis in das hohe Alter seinen nachmittäglichen Spaziergang hielt, manchmal in Begleitung der ihm lieben Gäste, die er vorher zu Tisch gebeten hatte. („Philosophendamm“ nannte man später jene Wegstrecke.) Die Tischzeit war überhaupt der gesellige Höhepunkt des Tages; Kant speiste nur einmal am Tage mit dann sehr gutem Appetit, was schlecht unterrichtete Tischgäste mitunter zu der Annahme veranlaßte, der kleine Professor sei doch ein rechter Vielfraß. Es gab Suppe, Fleisch- und Fischspeisen (Kabeljau war sein Vorzug) in mehreren Gängen, süßen Nachtisch und Wein, erlesenen, denn man war ein Kenner: Pfälzer Weißwein und roten Médoc. Gäste mußten es immer sein, „mindestens in der Zahl der Grazien, höchstens aber nach Zahl der Musen“ (demnach zwischen 3 und 9); das Tischgespräch war ihm ein Bedürfnis und hier entwickelte er – stets im Mittelpunkt der angeregten Unterhaltung – jene schon oben erwähnte überlegene Heiterkeit im Gespräch aber auch im Vortrag dessen, was er an bisweilen kritisch kommentierten Tagesneuigkeiten zu berichten wußte, spulte dabei nach Bedarf seine schnurrigen Geschichten ab, deren er eine Unzahl auf Vorrat hatte, um seine Gäste bei Laune zu halten. Dem war vorangegangen: Das Wecken durch den Diener Lampe im auch winters ungeheizten Schlafzimmer gegen 5 Uhr früh, der anschließende Gang in die warme Studierstube, wo sich der Professor beim Tee, die lange Pfeife schmauchend, seinen Gedanken hingab – die „glücklichste Stunde des ganzen Tages“. Alsdann Vorlesung, meistens schon ab 7 Uhr früh, bis in den Vormittag. Tischzeit war regelmäßig nachmittags 2 bis 3 Stunden, es folgte der Spaziergang, bei dem ihm nicht selten „die Gedanken nur so zuflogen“, die er sofort auf dem griffbereiten Täfelchen notierte. Die Abendzeit war mit der Lektüre oder der philosophischen Arbeit angefüllt, manchmal bis spät in die Nacht.

Die anstrengende Gedankenarbeit verlangte sehr nach Ruhe und wurde nicht selten unliebsam gestört. In der alten Wohnung bei Kanter im Löbenicht war es ein Hahn gewesen, der den Philosophen monatelang genervt hatte. Sein neu erworbenes Anwesen grenzte an eines der Hintergebäude des Schlosses, in welchem das Gefängnis untergebracht war. Dessen Insassen gaben ihren mehr oder minder religiösen Empfindungen durch überlautes Chorsingen heftigen Ausdruck. Kant versieht

seine Beschwerdeschrift mit dem Hinweis, daß das Seelenheil der Gefangenen keinen Abbruch erleide, wenn ihre Stimmen vom Schreien auf jenes Maß gemäßigt würden, bei welchem sich die frommen Bürger der Stadt „erweckt genug fühlten“.

Unter diesen, den Bürgern nämlich, hatte Kant längst schon den seiner Bedeutung zukommenden Rang erobert. Er war aber im allgemeinen Ansehen nicht nur der große Denker, von dem inzwischen die gelehrte Welt sprach. Er war auch das hochgeachtete Mitglied des Professorenkollegiums der Albertina, seit 1776 Dekan, 10 Jahre später Rektor jeweils mehrmals in der üblichen Abfolge und gehörte dem Senat an. Damit war er auch mit der Gerichtsbarkeit der Hochschule befaßt. Er liebte dieses Amt nicht, unterzog sich aber seiner Aufgabe mit großem Ernst und Pflichtbewußtsein. Es sind zahlreiche Fälle überliefert, die sein besonderes Geschick im Vermitteln und Ausgleichen zeigen, wobei er nach der Aussage seines Kollegen Schubert „mit liebenswürdiger Schonung aller Persönlichkeiten sich immer in einer musterhaften Sprache wahrster Humanität bewegte“. Kleinigkeitskrämerei, geistloses, aufgeblähtes Drumherumgerede waren ihm verhaßt. Die Sucht seiner Kollegen nach Titeln und den Senatsmitgliedern zukommenden einträglichen Nebenämtern teilte er nicht (wir erinnern uns, daß ihn der „Hofrat“ nicht nach Halle locken konnte). Überhaupt stand ihm der Kopf nicht nach Ehrung und Auszeichnung; das wurde besonders anläßlich der später von König Friedrich Wilhelm verfügten Aufnahme Kants in die Berliner Akademie der Wissenschaften deutlich; Kant ließ diese Titulatur nach Möglichkeit weg; ihm reichte der schlichte „Professor“ und gegen Ende ließ er auch den weg und veröffentlichte nur als „Immanuel Kant“. Das entsprach seinem Selbstverständnis und seiner Einschätzung der Mitbürger. In seiner „Anthropologie“ äußert er sich zum Nationalcharakter der Deutschen einerseits recht positiv und hebt hervor: Fleiß, Ordnungsliebe, Sittsamkeit, Kosmopolit auch in der Heimat, gastfrei gegen Fremde, „Großhändler in der Gelehrsamkeit“, spottet aber zum Negativen hin über das Nachäffen fremder Gewohnheiten, den Hang zu Orden und Titeln sowie die Sucht zur Klassifizierung der Mitmenschen nicht nach Verstand und Leistung, sondern nach gesellschaftlichem Rang.

Beschließen wir das Kapitel mit dem Bericht eines Zeitgenossen, der uns den „kleinen Gelehrten im Amte“ vergegenwärtigt:

„Schon frühmorgens wurde der Augenblick abgewartet, Kant zu sehen, wenn er zur Senatssitzung oder zu einem aka-

demischen Akt oder der feierlichen Übergabe des Rektorats..nach dem großen Hörsaal über den Hof des Albertinum ging. Er war stets sehr sauber gekleidet und sein tiefernstes Gesicht, sein etwas zur Seite gesenkter Kopf, sein regelmäßiger, doch nicht langsamer Schritt zogen ehrerbietiges Anschauen auf sich. Die Farbe des Kleides war nach der Mode, sandfarben, später braun. Bei warmen Tagen ging er nach damaliger Sitte mit abgezogenem, auf den goldenen Knopf des Rohrstocks gehaltenem Hut, die feingepuderte Perücke zierte den Kopf. Wenn nach beendigtem Akte der neue Rektor und die Ordinarien, nach Fakultäten geordnet, zum Gottesdienst in die Domkirche sich begaben, pflegte wohl Kant, wenn er nicht selbst Rektor geworden war, bei der Kirchtür vorbeizuschreiten ...“